GUTKiND

KARISSA CHEN

DIE TAGE NACH DEM PFLAUMEN REGEN

ROMAN

AUS DEM AMERIKANISCHEN ENGLISCH
VON ELKE LINK

GUTKiND

Für meine Großeltern
Henry 陸海林, *Eileen* 康秋季, *Larry* 陳隆寶,
und Chi-Yen 張笋翊.

Sie nahmen die Heimat mit, wo immer sie liebten.

VORBEMERKUNG ÜBER DIE SPRACHEN

Beim Schreiben eines Romans über die chinesische und taiwanesische Diaspora in englischer Sprache stellt sich die Herausforderung, die unterschiedlichen sinitischen Sprachen, die in den diversen Regionen (und manchmal auch innerhalb einer einzigen Region) gesprochen werden, getreu wiederzugeben. Die chinesische Schriftsprache ist ein darstellendes, kein phonetisches System. Deshalb gibt es für ein geschriebenes Wort unterschiedliche Aussprachen, je nachdem, welche Sprache verwendet wird. Das gilt auch für Namen. Da sich meine Figuren in verschiedenen chinesischsprachigen Regionen der Welt bewegen, wollte ich sichergehen, das Codeswitching so kenntlich zu machen, dass es sich richtig anfühlt. Auf jede Figur kann daher in vielfältiger Art und Weise Bezug genommen werden, und es kann sogar sein, dass sich ihr Selbstverständnis in einer bestimmten Situation oder mit der Zeit erweitert oder verändert. Aus diesem Grund werden die einzelnen Kapitel nicht mit den Personennamen versehen, denn die Namen unserer Figuren entwickeln sich mit der Zeit.

Aufmerksamen Leserinnen und Lesern wird auffallen, dass der Roman aus wechselnden Perspektiven erzählt wird:

Suchis Erzählung bewegt sich vorwärts in der Zeit, die von Howard rückwärts, mit nur wenigen Ausnahmen.

Hochchinesisch wird meistens in Pinyin wiedergegeben, es gibt allerdings ein paar Ausnahmen, insbesondere, wenn die Handlung in Taiwan spielt, oder für gebräuchliche Romanisierungen (wie z. B. »Chiang Kai-shek«). Andere sinitische Sprachen werden in einer Kombination von anerkannten Übertragungen ins lateinische Schriftsystem und meinem eigenen Empfinden für die Aussprache der Wörter geschrieben.

Für viele Menschen auf der Welt ist es eine Notwendigkeit, mehr als nur eine Sprache zu lernen, sei es, weil sie zugewandert sind, oder schlichtweg, weil sie in einem globalen Umfeld leben, in dem dies für das Überleben unerlässlich ist. Dafür muss man sich anpassen und sich selbst herausfordern können, und das gehört für viele Migranten zu den schwierigsten, beschämendsten und unangenehmsten Erfahrungen bei der Ankunft in einem neuen Land. Vielleicht verwirrt Sie das nun, liebe Leserinnen und Leser, aber Sie geben hoffentlich trotzdem nicht auf, sondern nehmen sich einen Augenblick Zeit, um sich vorzustellen, wie es für die Menschen sein muss, die tagtäglich mit einer solchen Situation umzugehen haben, bevor Sie die Lektüre fortsetzen.

那些消逝了的歲月，彷彿隔著一塊積著灰塵的玻璃，
看得到，抓不著。
他一直在懷念著過去的一切。如果他能衝破那塊積著
灰塵的玻璃，他會走回早已消逝的歲月。

—花樣年華 (根據劉以鬯的《對倒》改編的)

Diese vergangenen Jahre waren etwas, das er zwar sehen, aber nicht fassen konnte, so als blickte er durch eine schmutzige Fensterscheibe. Er sehnte sich nach allem, was in der Vergangenheit passiert war. Könnte er dieses schmutzige Fenster doch nur durchbrechen, dann könnte er die Jahre zurückholen, die längst vergangen waren.

– *Der Klang der Liebe*
(Zitat übernommen aus »*Intersection*«
von Liu Yichang)

「世鈞，我們回不去了。」

—張愛玲《半生緣》

»Wir können nicht zurück, Shijun.«

– Eileen Chang,
Half a Lifelong Romance

Ouvertüre

APRIL 1947

Shanghai

In den letzten violetten Minuten der schwindenden Nacht erwacht der Longtang.

Die vertraute Symphonie des Viertels wird mit der Ankunft des Fäkaliensammlers eröffnet: Sein Karren rumpelt über den unebenen Weg, die Glocke läutet. Platschend und schwappend leert er die Kübel, die vor die einheitlichen Türen gestellt wurden, und singt einen Abschiedsvers. Danach knarren Treppenstufen und Türangeln; Frauen lugen auf die Gasse hinaus, um ihre umgedrehten Toilettenkübel zu holen. In der Hocke reinigen sie die hölzernen Eimer vom Schlamm: Bambusstöcke schlagen, Muschelschalen klappern, Wasser aus den Hähnen auf der Rückseite der Häuser gluckert und spritzt. Als sie fertig sind, ist schon die Zuckerbreiverkäuferin gekommen, sie preist ihre Waren in einem monotonen Singsang an, während sie ihren Karren schiebt. Später werden sich die anderen dazugesellen: der Tee-Eier-Mann, der Händler, der das beliebte Birnensirupkonfekt anbietet, die Gemüse- und Reisverkäufer, alle mit ihren eigenen bekannten Melodien. Doch jetzt im Moment weht nur der einsame Ruf der Zuckerbreiverkäuferin durch die Gassen von Sifo Li.

Sie kommt am Shikumen der Familie Zhang vorbei, es ist das sechste Reihenhaus in diesem Bereich. In seinem Inneren, im ersten Stock, schläft die sechzehnjährige Suchi unruhig, nachdem sie stundenlang geweint hat. Ihre schlanken Gliedmaßen sind um das dünne Baumwolllaken geschlungen, die Matratze ist schweißgetränkt. Sie ist gefangen in einem Albtraum, in dem Haiwen sie nicht mehr erkennt. Getrocknete Tränen bilden eine zarte Kruste um ihre Wimpern.

Neben ihr liegt Sulan, die ältere Tochter der Zhangs. Sie hat sich erst eine Stunde zuvor wieder ins Haus geschlichen. Ihre Haut ist klebrig von Rauch, Alkohol und Schweiß. Sie schläft friedlich und träumt davon, in einem wunderschönen Kleid aus pflaumenfarbenem Taft und Seide zu tanzen, Arm in Arm mit ihrer besten Freundin Yizhen.

Im Zimmer darüber liegt schlaflos ihr Vater Li'oe, geplagt von Ungewissheit. Er grübelt, um wie viel sein Vorrat an Fabi über Nacht an Wert verloren hat, wie viel Gold er auf dem Schwarzmarkt kaufen könnte mit dem, was ihm noch geblieben ist. Er wägt ab, wie viel der Betrieb seines Buchladens und der Druck der Untergrundzeitschriften noch kosten werden – das alles nimmt er seiner Familie weg, gar nicht zu reden von der Gefahr, der er sie aussetzt –, und einen Augenblick lang überkommen ihn Schuldgefühle. Er bereut es jetzt, den kleinen Ring versetzt zu haben, den er am Tag von Suchis Geburt gekauft hat, zwei zarte, miteinander verwundene Goldfäden. Er hatte ihn für ihre Mitgift aufheben wollen. Aber Sulan hatte darauf beharrt, den idealen gebrauchten Stoff gefunden zu haben, um Suchi einen Qipao zum Geburtstag zu nähen, und er hatte eingewilligt, Sulan das Geld zu geben. Jetzt

denkt er nur daran, wie der Wert dieses Goldrings mittlerweile gestiegen ist.

Seine Frau Sieu'in, die neben ihm liegt, tut so, als würde sie schlafen und nicht bemerken, wie sich ihr Mann nervös herumwälzt. Sie geht im Geiste ihre Vorräte durch – eine halbe Tasse rationierten grobkörnigen roten Reis, eine Handvoll getrockneter Pilze, Kohl, den sie vor Wochen eingelegt hat, Rettichreste, aus denen sie eine Brühe gekocht hat, ein Abschnitt einer Frühlingszwiebel, den sie in der Frühlingssonne zum Austreiben gebracht hat. Diese Zutaten werden sie über eine Woche hinweg versorgen, vielleicht anderthalb – sie wird wässriges, aber schmackhaftes Congee daraus zubereiten, und wenn das aufgegessen ist, wird sie aus dem Rest Reismehl in der Tüte eine milchige Flüssigkeit kochen, die die Illusion von Nahrung bietet. Und danach? Sie will ihren Mann nicht noch zusätzlich belasten, indem sie ihn um mehr Geld bittet. Sie hat noch ein paar Schmuckstücke – den Jadearmreif zum Beispiel, der jetzt kühl an ihre Wange drückt. Ihre Mutter hat ihn ihr aus ihrer eigenen Mitgift geschenkt. Seine Farbe ist kräftig wie die dunklen Blätter des grünen Gemüses, nach dem sie sich so sehr sehnt.

Anderthalb Stockwerke weiter unten, in dem großen Raum, träumt Siau Zi, ihr Untermieter und Angestellter, von der älteren Tochter der Zhangs. Sulan lächelt einladend, ihre Lippen sind rot geschminkt, sie trägt eine kurze Dauerwelle. In seinem Traum fällt es ihm leicht, charmant zu sein; ausnahmsweise sagt er das Richtige, sodass sie ihn anhimmelt. *Ich kann für dich sorgen*, sagt er zu ihr, *du wirst schon sehen, in diesem neuen China wird etwas aus mir*, und sie sinkt seufzend in seine Umarmung.

Draußen vor Siau Zis Fenster färbt sich der Himmel leuchtend rosa. Der Gesang des Viertels verändert seinen Klang, während die Bewohner ihre Träume abstreifen und aufstehen. Liebende flüstern. In den Öfen knistert Kohle. Öl brutzelt in einer Pfanne, bereit für die Zubereitung des Frühstücks. Ächzend öffnen sich Türen, metallene Klopfer schlagen gegen schweres Holz. Eine Großmutter fegt den Boden vor ihrem Shikumen, der Besen kratzt im Stakkato über das Pflaster. Ein aus dem Schlaf gerissenes Kind weint.

Die Breiverkäuferin setzt ihren Weg fort. Vergeblich preist sie ihre Ware an und denkt zurück an eine Zeit, in der die Kinder aus diesem Viertel den Brei noch liebten, eine Zeit vor den Kriegen, als sie es sich leisten konnte, weißen Zucker und Klebreis zu verwenden, und die Zugabe von Lotoskernen und Osmanthussirup die Regel war und kein großer Luxus. Sie nähert sich dem Shikumen, in dem die Familie Wang wohnt, bleibt kurz stehen und erinnert sich, wie sehr sich vor allem der kleine Sohn an ihrer Süßspeise erfreute. Zwei Mal ruft sie laut: *Badaon tsoh! Badaon tsoh!*, mit kehliger Stimme, so leidenschaftlich, als riefe sie einen Liebhaber – doch die oberen Fenster bleiben dunkel und still. Kurz darauf wischt sie sich über die Stirn, drückt sich gegen ihren Karren und schiebt ihn weiter, das Echo ihres Lieds hinter sich lassend.

Doch bei den Wangs sind alle wach.

Yuping hat die ganze Nacht nicht geschlafen; ihre Augen sind geschwollen und haben dunkle Schatten. Sie versucht, ihre Verzweiflung mit Make-up zu überdecken, aber als sie ihr Spiegelbild sieht, kommen ihr wieder die Tränen. Ihr Mann Chongyi tut so, als bemerke er das nicht. Er kleidet sich leise an, kämmt seine grau melierten Haare mit einem

feinzinkigen Kamm auf eine Seite und bändigt einzelne Strähnen mit Öl. Er denkt darüber nach, den Kamm seinem Sohn Haiwen zu schenken. Der Kamm ist aus Elfenbein geschnitzt und hat Perlmuttintarsien, eitler Tand, den er nach all den Jahren noch behalten hat, in denen sie so vieles andere verkauft haben.

Nebenan kramt ihre elfjährige Tochter Haijun in ihrer Spielkiste, auf der Suche nach einem Andenken für ihren großen Bruder. Sie wirft die Anziehpuppen aus Papier auf den Boden, die Haarbänder, die rote Kreppblume, die sie von einem Ladenschild geklaut hat. So viele sogenannte Schätze, aber nichts, was als Geschenk für ihn geeignet wäre. Wütend rollt sie sich unter ihrer Decke zusammen und hofft, im feuchten Dschungel ihres Atems zu ersticken.

Im Dachzimmer waren Haiming, der älteste Sohn, und seine schwangere Frau schon wach, bevor der Morgen graute. Im Raum stinkt es nach Galle, Ellen hat sich zwei Mal übergeben. Sie möchte später nicht mit zum Bahnhof, sagt sie zu ihrem Mann. Aber Haiming sieht sie nur an, schweigend und finster.

Haiwen kommt als Erster die Treppe herunter. In seiner neuen Uniform aus dem schweren, unnachgiebigen Stoff schwitzt er bereits unter den Achseln. Er tritt hinaus in den bescheidenen Hof ihres Shikumen und blickt hoch in den weiten Himmel. Das Rosa verblasst und weicht einem verhaltenen Blau. In einigen Minuten wird nichts mehr von dieser strahlenden Farbe übrig sein, nur ein dünner Wolkenschleier wie ein Blatt Tofuhaut.

Er lauscht der Symphonie des Longtang, der Behaglichkeit, mit der er aufgewachsen ist. Er schließt die Augen und sieht alles vor sich, es ist keine Symphonie mehr, sondern

ein Film, lebendiger als alle, die er im Kino gesehen hat: die gepflasterten Gassen, vollgestopft mit allen möglichen Waren und Habseligkeiten. Die Kinder aus dem Viertel, die einander lachend hinterherjagen. Yu yasoh, der Friseur, den sie fast umrennen, und sein Kunde Lau Die, der kaum noch Haare auf dem Kopf, aber einen vollen Bart hat. Der nahe gelegene Frühstücksstand, den Zia yasoh täglich öffnet, und der Rikschafahrer, der auf einem niedrigen Hocker eine Schale Sojamilch schlürft. Das Fenster im ersten Stock, das sich öffnet, damit Mo ayi einen vorbeiziehenden Verkäufer rufen kann. Er hält an, und sie lässt einen Korb mit ein paar Münzen im Austausch gegen drei verschrumpelte Loquats herunter. Mittendrin Loh konkon und Zen konkon, die beiden Männer nehmen nichts von dem Trubel um sie herum wahr, während sie über ihrem täglichen Xiangqi-Spiel sitzen, ein Ritual, das wie an jedem anderen Tag ohne Unterbrechung fortgesetzt wird.

Aber es ist kein Tag wie jeder andere.

Haiwen schlägt die Augen auf.

Heute ist der Tag seines Abschieds.

In zwei Stunden wird er mit den anderen Rekruten im Zug sitzen, einen prallen Rucksack an den Bauch gedrückt, ein Foto von Suchi an der Brust, und wird mit einem mulmigen Gefühl seiner sich immer weiter entfernenden Familie nachwinken. Er wird Sifo Li, den Longtang seiner Kindheit, hinter sich lassen, er wird die Vierte Straße mit ihren belebten Teehäusern und Kalligrafiegeschäften hinter sich lassen, und bald wird er auch Shanghai hinter sich lassen. Noch Jahre später wird er in seinen Erinnerungen an den Ort wühlen, den er als seine Heimat betrachtet, wird sie übereinanderlegen wie gestapelte Reispapierblätter und

versuchen, sich zu erinnern, was wann war, ohne je das ganze Bild zu sehen.

Doch jetzt schließt Haiwen noch einmal die Augen. Im Geiste folgt er den Gassen, die er so gut kennt, dem ausgetretenen Pfad zwischen seinem Haus und dem von Suchi, den Pflastersteinen, über die er in den nächsten Minuten ein letztes Mal laufen wird: die über vier Häuser reichende Strecke zwischen seinem Shikumen und der ersten großen Straße auf der linken Seite. Die Rechtskurve der Gasse, die sich mit derjenigen kreuzt, die zum Westtor führt. Noch einmal links, eine weitere Hauptverkehrsader. Die lange Gerade zum Guojielou des Südtors, die Rechtskurve direkt vor dem Bogen am Ausgang. Die fünf schlichten Hintertüren, bis das aufgemalte Kaninchen in Sicht kommt. Der Anblick der abgeblätterten weißen Kontur versetzt Haiwen einen Stich. Hier wird er seine Geige zurücklassen: Er sieht vor sich, wie er sie ablegt, sie so zärtlich an die abgesplitterte Farbe lehnt wie eine Mutter, die ihr geliebtes Baby aussetzt.

Er weiß, er wird zu dem Fenster im ersten Stock hinaufblicken. Suchis Fenster. Dieser Gedanke erweckt eine abgrundtiefe Einsamkeit in ihm.

Er kneift die Augen fester zusammen, konzentriert sich, und was dann kommt, kann nicht sein: Er blickt durch ihr Fenster und sieht sie schlafen. Im nächsten Moment hat er das Fenster aufgestemmt und steht in ihrem Zimmer. Sie träumt, spricht im Schlaf zu ihm. Er legt ihr eine Hand auf die Wange, streicht mit dem Daumen über ihre samtweiche Haut. Er betrachtet ihren Wimpernbogen, die Knospe ihres Mundes. Hätte er doch nur daran gedacht, diesen Mund ein letztes Mal zu küssen. Er will sich an jede Pore, jedes lose Haar erinnern, will sie in sein Gedächtnis einbrennen,

obwohl er sich sicher ist, dass er sie immer wiedererkennen wird, selbst wenn er als alter Mann zu ihr zurückkommt, selbst wenn sie gealtert ist und sich verändert hat, wird er sie erkennen. Er streicht über das Haar, das auf ihrem leicht geöffneten Mund klebt, seine Finger verweilen auf der Wärme ihres Atems. Es tut ihm leid, was er gleich tun wird, was er getan hat, es wird nie aufhören, ihm leidzutun.

Ihre Albträume sind süß geworden. Suchi riecht saure Pflaumen am Horizont. *Ist es schon so spät im Frühling?*, murmelt sie. Später wird sie aufwachen und sich an die unbekümmerten Worte von gestern erinnern; sie wird ein halbes Leben an diesen Kummer verlieren. Doch jetzt spürt sie das warme Gewicht von Haiwens Gegenwart, die sie umfängt, die zarte Berührung seiner Hand, die ihr Gesicht umschließt, und sie glaubt, er hat ihr vergeben. Ihr Körper entspannt sich. Kurz bevor ein tiefer, unbeschwerter Schlaf sie überkommt, hört sie seine Stimme im Ohr, freundlich und beruhigend. *Bald*, verspricht er ihr, *die Zeit der Pflaumenregen ist schon fast gekommen.*

JANUAR 2008

Los Angeles

Ein Chor von Geigen geleitete Suchi zum dritten und letzten Mal in Howards Leben hinein. Aus den Lautsprechern im 99 Ranch Market drang gedämpft Mozarts Violinkonzert No. 5 in A-Dur, feierlich und elegant. Der erhebende Jubel passte allerdings nicht zu Howards Stimmung, zu dem leeren grauen Dunst, in dem er lebte, seit er Linyee sechzehn Monate zuvor beerdigt hatte. Er blickte von den Bananen, die er gerade begutachtete, auf, um nach der Quelle seiner Verärgerung zu suchen. Stattdessen sah er sie.

Sie stand bei den Korea-Melonen, deren Schale die Farbe von Zitronencreme hatte, und machte den Klopftest, den Kopf geneigt, um zu hören, wie sie klangen. Diesmal war Howard sicher, dass es Suchi war, allerdings hatte er während der letzten vier Jahrzehnte viele Frauen mit ihr verwechselt. Frauen mit Wangenknochen wie ihren, mit einem Gang wie ihrem, doch sobald er sich näherte, verwandelten sie sich in andere Menschen. Er stand wie versteinert da. Das Gesicht dieser Frau war rund und schlaff, die Haare dünn, der Ansatz grau, aber ihre Augen – Augen veränderten sich nie, hatte einmal jemand gesagt. Und

ihre – karamellfarben und strahlend – waren genauso intensiv, wie er sie in Erinnerung hatte, selbst bei der Auswahl der reifsten Melone.

»Verzeihung«, sagte er zögernd auf Hochchinesisch, und sie blickte auf. Ihre Augen weiteten sich.

»Wang Haiwen.« Sie sprach den Namen mit Bedacht aus, es war mehr eine Feststellung als eine Frage.

Einen Moment lang brachte er kein Wort heraus. Er war wieder ein Kind, ein Teenager, nicht in diesem amerikanischen Supermarkt, sondern in den Gassen ihrer Jugend. Er umklammerte den Griff seines Einkaufswagens, spürte das Piksen des Kunststoffs an den unebenen Stellen. »Du bist es also wirklich«, sagte er.

»Wang Haiwen«, wiederholte sie, forscher diesmal, eine Bestätigung. Sie lächelte und offenbarte dabei Zähne, die zu gerade und zu weiß waren, um echt zu sein.

Er zog seinen Wagen neben ihren. Seiner war leer, bis auf drei Bananenstauden, ihrer enthielt bereits diverses Blattgemüse, Tomaten, eine Schachtel Nashi-Birnen und einen Daikon-Rettich. »Du lebst jetzt hier?«, fragte er. Es war eine dumme Frage; ihm fiel nichts anderes ein.

»Ich bin vor zwei Jahren bei meinem Sohn und meiner Schwiegertochter eingezogen«, antwortete sie im Shanghai-Dialekt.

Ein Ruck durchfuhr ihn. Howard hatte die Sprache seiner Kindheit mehrere Jahre nicht mehr gehört, und sie löste eine schmerzende Erleichterung in ihm aus, das Gefühl erinnerte ihn an einen sauren Bonbon, den ihm seine Enkelin einmal geschenkt hatte.

»Angeblich brauchten sie Hilfe mit den Enkeln«, fuhr Suchi fort, »aber um ehrlich zu sein, wahrscheinlich haben

sie befürchtet, dass ich mich einsam fühle, wenn ich ganz allein wohne.«

Howard konnte diese Einsamkeit nachvollziehen. Jeden Morgen wachte er in einem leeren Haus auf und erwartete, Linyee in der Küche zu hören, das Klappern von Töpfen, einen Becher, der abgespült wurde, eine Seifenoper im Fernsehen. Stattdessen hörte er nichts als den Wind in den Bäumen, das Gurren einer vereinzelten Taube oder die Nachbarn, die den Rasen mähten.

»Und du?«, fragte Suchi. »Lebst du schon lange in Los Angeles?«

»Wir sind seit ungefähr dreißig Jahren hier«, antwortete Howard im Shanghai-Dialekt, dann korrigierte er sich innerlich. Nicht mehr *wir*. *Ich*.

Suchis Blick wurde weich. »Und deine Frau?«

War er gläsern geworden? Zeichnete sich jeder Gedanke an Linyee in seiner Miene ab, ob er es wollte oder nicht?

»Linyee ist vor etwas mehr als einem Jahr gestorben«, sagte er leise.

Murmelnd drückte sie ihr Beileid aus. Sie berührte ihn am Arm. Er starrte ihren Handrücken an, die Altersflecken auf ihren dunkelblauen Adern. Ein kleiner Splitter korallenroten Nagellacks befand sich noch auf dem Nagel ihres kleinen Fingers. Früher hatte sie wunderschöne Hände gehabt, erinnerte er sich.

»Es war eine Lungenentzündung«, sagte er als Antwort auf die Frage, die sie nicht gestellt hatte. »Aber eigentlich Parkinson.«

Suchi zog die Hand zurück. »Ich hätte sie gerne kennengelernt.«

»Das hätte mich gefreut«, antwortete er, dann schwiegen beide eine Weile und ließen ihre freundlichen Lügen sich miteinander vermischen und in der Luft hängen.

Suchi sprach zuerst. »Bananen scheinst du ja zu mögen.« Sie blickte ostentativ in seinen Einkaufswagen.

»Sie sind gut für die Verdauung«, verteidigte er sich im Scherz.

»Ich entsinne mich, dass dein Verdauungssystem äußerst effizient war.«

»Ich weiß ja nicht, wie es um dich steht, aber es funktioniert nicht mehr alles so gut wie in unserer Jugend. Das Altwerden ist eine Enttäuschung.«

Suchi lachte, herzhaft und mit offenem Mund. Ihr Lachen klang genauso, wie er es in Erinnerung hatte, wie Frühlingsregen auf Glas.

»Es ist schön, dich lachen zu hören«, sagte er und bereute es sofort, weil es so sentimental klang.

»Und es ist schön, dich zu sehen, Haiwen.«

»Man nennt mich jetzt Howard. Das können die Amerikaner leichter aussprechen.«

»Hau-ad«, artikulierte sie langsam. »Für chinesische Personen nicht ganz so leicht.«

»Und trotzdem kennen mich sogar meine chinesischen Freunde als Howard.«

»War das nicht auch der Name, den sie dir in der Missionsschule gegeben haben? Ich dachte, du hättest ihn gehasst.«

Er war überrascht – selbst er hatte den Ursprung seines englischen Namens vergessen. »Mir ist kein anderer eingefallen«, meinte er. »Jetzt habe ich mich daran gewöhnt.«

»Mein Name ist zum Glück leicht auszusprechen für Amerikaner. Viele nennen mich einfach Sue.« Sie schüttelte

lächelnd den Kopf. »Ich muss jetzt los.« Sie nahm eine Melone von dem Haufen vor ihr und klopfte geflissentlich dagegen. »Du solltest eine Melone kaufen. Sie klingen vielversprechend.«

Howard fuhr gerade aus dem Parkplatz, als ihm einfiel, dass sie beide nicht nach den Kontaktdaten des anderen gefragt hatten. Er war sich nicht sicher, ob er froh darüber war oder ob er es bedauerte.

Als Howard seine Einkäufe auspackte, klingelte sein Handy. Es war ein sperriger schwarzer Ziegelstein, (unsinnigerweise) ohne Wähltasten, dafür mit einem vollgepackten Touchscreen, ein Geschenk seiner älteren Tochter Yiping, die darauf bestand, das sei jetzt die coolste neue Technik. Abgesehen davon, Anrufe von seinen Töchtern entgegenzunehmen und gelegentlich die Kurzwahl zu betätigen, konnte er es noch nicht bedienen. Immer wenn seine Tochter anrief, wiederholte er, was das alles für eine Geldverschwendung sei, und das tat er auch diesmal.

»Ba, ich hab dir doch gesagt, ich kann es dir zeigen. So schwer ist das nicht. Du bist nur stur.«

»Ich bin zu alt. Es ist zu spät, um mich an etwas Neues zu gewöhnen. Was ist denn am normalen Telefon verkehrt?«

»Mir gibt das mehr Sicherheit«, sagte Yiping. »So muss ich mich nicht fragen, wo du bist.«

»Ich bin Witwer, nicht senil«, antwortete er.

Yiping berichtete ihm das Neueste von den Kindern – Jennifer hatte den zweiten Platz beim Rechtschreibwettbewerb der fünften Klassen gemacht, und Charlie war in die erste Geige des Schulorchesters seiner Highschool berufen

worden. Sie erwähnte, dass ihr Mann Adam, ein in Amerika geborener Chinese kantonesischer Abstammung, den sie im College kennengelernt hatte, wieder auf Dienstreise sei und sie selbst im Krankenhaus vor Arbeit ersticke.

»Es ist nicht gut, dass er so viel unterwegs ist«, sagte er zu seiner Tochter. »Paare müssen zusammen sein.«

»Bei der Beratung liegt das aber in der Natur der Sache, Ba«, sagte Yiping. »Man fährt dahin, wo der Kunde sitzt.«

»Ich sage dir, genau so leben sich Paare auseinander.«

»Wir können es doch nicht alle so wie du und Mama machen, die ihr nie auch nur eine Nacht getrennt voneinander verbracht habt. Es ist nicht mehr so wie damals, als ihr geheiratet habt. Heute ist das anders.«

Howard wollte darauf hinweisen, dass auch er gelegentlich auf Dienstreise gewesen war, aber Yiping unterbrach ihn.

»Warte, die Kinder wollen Hallo sagen.« Charlie sagte nicht viel mehr als »Hey, Gonggong, wie läuft's?« auf Englisch, bevor er das Telefon an Jennifer weitergab, die mehrere Minuten lang ununterbrochen vor sich hinplapperte, ihm bis ins letzte Detail von ihrem Rechtschreibwettbewerb berichtete und Wörter buchstabierte, von denen er noch nie gehört hatte: »X-E-N-O-P-H-O-B-I-E!«, rief sie stolz.

»Ganz toll gemacht, Baobei«, lobte er sie.

Bevor Yiping auflegte, fragte sie ihn noch einmal, ob er es sich nicht doch überlegen wolle, zu ihnen zu ziehen. Haiwen seufzte innerlich. Auch wenn sich seine beiden Töchter seit Linyees Tod mehr um ihn sorgten, konnte er sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die häufigen Anrufe seiner älteren Tochter, um ihn über die Kinder zu informieren, lediglich ein schlecht getarnter Vorwand dafür waren, sich um ihn zu kümmern wie um ein drittes Kind. Zumindest seiner

jüngeren Tochter Yijun schien es wirklich wichtig zu sein, worüber er nachdachte und was er machte; sie nörgelte nicht dauernd an ihm herum wie Yiping. Aber er wusste nicht, wie er das seiner älteren Tochter begreiflich machen sollte, ohne sie zu kränken. Ihm war klar, dass sie nicht wusste, wie sie ihm sonst ihre Liebe zeigen sollte.

»In Maryland ist es zu kalt für einen alten Mann wie mich«, sagte er nur, und Yiping seufzte.

Howard bereitete sich ein einfaches Abendessen aus Reis, grünen Bohnen und aufgeschnittenem Schweinefleisch mit Zwiebeln zu, während im Hintergrund Fußball im Fernsehen lief. Er verstand kein Wort von dem, was die spanischen Sportreporter sagten, aber die erhobenen Stimmen und das begeisterte Tempo brauchten keine Übersetzung.

Er beendete das Essen mit einem Stück der Melone, die Suchi empfohlen hatte. Wäre Linyee noch am Leben, hätte sie jede Spalte in perfekt proportionierte Würfel geschnitten und sie auf einem Teller mit Zahnstochern serviert. Doch Howard wollte sich nicht noch mehr Arbeit machen. Stattdessen biss er in den kanuförmigen Schnitz und ließ sich den Saft übers Kinn rinnen. Das Fruchtfleisch war weich und süß und roch wie ein tagealter Lilienstrauß. Er ignorierte die Trauer, die sich in seinem Kopf meldete, und konzentrierte sich auf die Freiheit, die er empfand, weil er sich so gehen lassen konnte. *Das ist wahres Glück*, sagte er sich und biss noch einmal hinein.

In dieser Nacht träumte er seinen alten Albtraum vom brennenden Shanghai, von Bomben, die am Horizont zu blutroten Flammen explodierten, während er in einem rasch

volllaufenden Boot stand und kaltes Wasser über seine Stiefel klatschte. Schlammverschmierte Gestalten rannten auf ihn zu und verschwanden, bevor er sie berühren konnte. Alles passierte in völliger Stille. Keine Schreie, keine explodierenden Ziegel, kein Wind und keine Schüsse. Er ahnte, dass er auf jemanden wartete, dass er dabei war, etwas zu vergessen. Bevor dieses Gefühl deutlich wurde, umfing ihn ein weißes Meer, und er ging unter.

Am Morgen wachte Howard auf und klammerte sich an einen leeren Schmerz. Es fühlte sich an, als umfassten seine Arme ein Nichts, als wäre der Hohlraum in seinem Oberkörper größer, als seine Haut zuließ.

Howard war gerade von seinem wöchentlichen Besuch auf dem Friedhof zurückgekehrt, da klingelte das Telefon. Normalerweise ignorierte er Anrufe von unbekannten Nummern – meistens handelte es sich um Telefonverkäufer, die ihm eine Urlaubsreise andrehen wollten –, aber der Schmerz des Alleinseins klang noch in ihm nach, und so nahm er das Gespräch spontan an.

»Hallo?«, sagte er auf Englisch.

Es knisterte kurz in der Leitung. Er hörte, wie sich jemand bewegte. Und dann: »Howard?« Es war eine Frauenstimme, mit einem leichten chinesischen Akzent. Howard erkannte sie nicht. Ihm schnürte sich die Kehle zu.

»Wer spricht da?«, fragte er auf Hochchinesisch.

»Kommst du zu Weis Feier?«, fragte die Frau. Howard war verwirrt und antwortete zunächst nicht. Etwas irritiert fügte die Frau auf Englisch hinzu: »Hier ist Yurong, Weis Frau, du weißt schon?« Sie wechselte wieder ins Hochchinesische

und schalt ihn im Scherz: »Du bist wirklich ein verwirrter alter Mann geworden!«

Howard hatte die Feier zum achtzigsten Geburtstag seines Freundes vergessen. Um ihre sozialen Verpflichtungen hatte sich immer Linyee gekümmert.

»Ich habe deine Nummer nicht erkannt.«

»Ach ja, unsere Kinder haben uns zu Weihnachten Handys geschenkt, das *pingguo*, das auch deine Tochter dir gekauft hat.« Yurong wechselte ins Chinglish. »Wei findet sie zu *mafan*, aber meine Enkel haben mir gezeigt, wie man damit fotografiert.« Sie kicherte. »Jedenfalls, *bie wang le*, Freitag im Golden Phoenix. Fünf Uhr. Es kommen wirklich alle. Wir haben uns zu lange nicht mehr gesehen. Du musst unbedingt dabei sein.«

Die letzte Gelegenheit, bei der er alle seine Freunde getroffen, war der Empfang nach der Beerdigung gewesen, diffuse Gesichter, die ihn bemitleideten und murmelnd ihr Beileid bekundeten. Und davor? Er wusste es nicht mehr. Er war zu beschäftigt mit Linyees Krankheit gewesen.

»Natürlich.« Howard notierte sich Ort und Zeit auf einem Post-it-Zettel. »Ich komme.«

Das Golden Phoenix war eines der Dim-Sum-Restaurants für große Feierlichkeiten in San Gabriel und lag in einem Einkaufszentrum. An den Wochenenden fuhren Familien auf dem riesigen Parkplatz im Kreis und versuchten, als erste ein wegfahrendes Auto zu entdecken, um daraufhin triumphierend dessen Platz zu beanspruchen. An diesem Abend war der Parkplatz zwar immer noch voll, wirkte aber weitaus

zivilisierter. Die Hus, alte Freunde von Cousins der Eltern der Besitzer, hatten das gesamte Restaurant für Weis Feier reserviert. Als Howard eintrat, stellte sich eine junge Frau als deren älteste Enkelin vor und nahm ihm den Mantel ab, bevor sie ihm eine rote Karte mit einer handgeschriebenen Tischnummer in Gold reichte.

Der große Saal war bereits mit Festgästen gefüllt. In Tüll gehüllte kleine Mädchen und Jungen in grauen Anzügen und karierten Miniaturfliegen jagten mit federnden Luftballons in der Hand hintereinander her. Ihre Eltern saßen lässig in der Nähe, schwere, mit dunkler Flüssigkeit gefüllte Gläser in der Hand – Cognac, vielleicht auch nur Cola. Howard entdeckte seinen Tisch in der Nähe des vorderen Podiums, wo wahrscheinlich Wei und Yurong mit ihrer Familie sitzen würden, und nahm Platz.

Er war froh, dass er nicht der einzige Witwer der Gruppe sein würde – Winstons Frau war vor fünf Jahren gestorben –, und bekam sofort Gewissensbisse wegen dieses egoistischen Gedankens. Nichtsdestotrotz, er wusste nicht, ob er es hätte ertragen können, nur mit Paaren an einem Tisch zu sitzen. Obwohl das ständige Hickhack zwischen Tina und George bei allen ein verlegenes Lächeln hervorrief und Jianfeng die ganze Zeit von seiner gerade eingewanderten Frau in den Vierzigern erzählte, beneidete Howard sie. Die Ehe zwischen ihm und Linyee war keinesfalls perfekt gewesen; sie hatte ihre unterschiedliche Herkunft überstanden, die Missbilligung ihres Vaters, sein Problem mit dem Glücksspiel, die Einwanderung in ein fremdes Land, finanzielle Unsicherheit und vieles mehr. Es hatte Momente gegeben, in denen er sich nicht einmal sicher war, ob er sie noch liebte. Doch am Ende waren sie durch ihre Geschichte

miteinander verbunden, durch den Schmerz und das Lachen, das niemand sonst je verstehen würde. Vor allem vermisste er ihre Gesellschaft.

Tina und George traten zuerst an den Tisch, gefolgt von Mary und Michael, Jianfeng und seiner neuen Frau (Wie hieß sie noch? Howard konnte sich das einfach nicht merken) sowie Yanhua und Ted. Immer wenn ein neues Paar ankam, erhob sich Howard, schüttelte seinen alten Freunden die Hand, beantwortete pflichtbewusst Fragen darüber, was er so mache (»Ja, ich gebe gelegentlich noch Geigenunterricht, damit ich aus dem Haus komme«) und erkundigte sich nach den Kindern. George erinnerte Howard daran, dass er als nächstes an der Reihe sei: »Hast du nicht gerade erst deinen Siebenundsiebzigsten gefeiert? Noch drei Jahre, und du gehörst zum Club der Oktogenarier!« Howard nahm sich zwar vor, das ihm unbekannte Wort nachzuschlagen, aber nach wenigen Augenblicken wusste er schon nicht mehr, wie es ausgesprochen wurde.

Trotz ihrer unterschiedlichen Englischkenntnisse (George hatte eine britische Schule in Hongkong besucht und sprach nahezu perfektes Englisch, wenn auch mit leichtem Akzent, während niemand sicher war, wie viel Michael tatsächlich verstand) war es im Lauf der Jahre zu der Sprache geworden, in der sie sich meistens unterhielten, wenn sie zusammenkamen, gespickt mit Sätzen in diversen sinitischen Sprachen. Sie verstanden zwar alle etwas Hochchinesisch, aber Tina und George fühlten sich mit Kantonesisch am wohlsten, Mary und Michael war Taiwanesisch am liebsten, und Jianfeng sprach mit so starkem Beijing-Akzent, dass Ted klagte, es höre sich an, als hätte sich jemand Murmeln in die Backen gesteckt. Also griffen sie auf die Sprache ihrer

Wahlheimat zurück, so schwierig und knifflig sie manchmal auch sein mochte.

Als alle Platz genommen hatten, beugte sich Yanhua mit verschwörerischer Miene vor und deutete auf die drei leeren Stühle an dem runden Tisch. »Angeblich hat Winston eine neue Freundin«, sagte sie.

»*Hai me*!«, rief Tina auf Kantonesisch.

»Eine Freundin hat mir das gesagt, sie wohnt auch in Coral Sunset«, entgegnete Yanhua.

»Coral Sunset?«, wiederholte Jianfengs Frau in schleppendem Englisch.

»Na, die Seniorenwohnanlage, in der Winston lebt«, erklärte ihr Jianfeng ungeduldig auf Hochchinesisch. Er bedeutete Yanhua, fortzufahren.

»Sie sagt, sie sieht Winston viel Zeit verbringen mit der Frau. Die Frau ist nicht von der Anlage, sie glaubt also, dass er sie woanders kennengelernt hat.«

»Woanders!«, sagte Tina. »Aber wo sollte Winston schon Frauen kennenlernen!«

»Er ist schließlich kein Krüppel«, warf George ein. »Es gibt viele Orte auf der Welt, wo man Frauen treffen kann. Im Supermarkt, in der Bibliothek, bei Starbucks …«

»Ach, und das weißt du?«, sagte Tina. »Das machst du also, wenn du angeblich etwas zu erledigen hast? Frauen kennenlernen?«

»Ich gehe nicht raus, um Frauen zu treffen, sondern um dem Genörgel einer ganz Bestimmten zu entfliehen.«

»Ha«, schnaubte Tina, »als würde irgendeine Frau mit jemandem sprechen wollen, der so hässlich ist wie du!«

Yanhua blickte die beiden an und verdrehte die Augen. »Wie auch immer, jedenfalls hat Yurong gesagt, er hat nach

›plus Eins‹ für heute Abend gefragt. Yurong wollte wissen, wer. Sie ärgert es, weil das ihren Sitzplan kaputt macht, aber Wei sagt, *suanle*, lass ihn doch einfach mitbringen, wen er will. Weis einzige Bedingung war, sie bringt auch eine Freundin mit.« Sie sah zu Howard hinüber. »Für dich.«

Howard merkte, wie ihn alle anblickten. »Oh, nein, nein.«

»*Wah*, das wird ja ein interessanter Abend«, lachte Tina und klatschte in die Hände.

»Du freust dich zu sehr daran, wenn andere in Verlegenheit gebracht werden«, sagte George. Seine Frau konnte gar nichts mehr erwidern, denn er winkte einem Kellner und bestellte eine Flasche Tsingtao.

»Wie schön, dass alle gekommen sind«, dröhnte eine tiefe Stimme. Howard drehte sich um. Winston, ein beleibter Mann mit angehender Glatze, stand neben seinem Stuhl, hinter ihm eine elegante Frau mit kurzem schwarzem Bob, die ein mit goldenen Pailletten besetztes Top und eine cremefarbene Seidenhose trug. Howard hörte – und spürte – leises Gemurmel um sich herum. Winston klopfte ihm auf die Schulter. »Schön dich zu sehen, Howard«, sagte er.

Howard stand auf und schüttelte ihm die Hand, während er die Frau unauffällig musterte. Sie war ein völlig anderer Typ als Kay, Winstons Frau. Kay war matronenhaft gewesen, sie hatte jahrzehntelang eine praktische Dauerwelle getragen. Als gläubige Buddhistin hatte sich Kay immer unauffällig gekleidet, und bis auf ihren Ehering und einen Jadeanhänger, ohne den Howard sie nie gesehen hatte, nur selten Schmuck getragen. Winston hatte gerne über ihre Enthaltsamkeit geklagt: »Diese Frau ist wirklich schwierig!

Was kann ein Mann seiner Frau kaufen, wenn ihr nicht gefällt, was alle anderen Frauen mögen!« Doch alle wussten, dass es Winston nur zu recht gewesen war, kein Geld verschwenden zu müssen.

Im Gegensatz dazu funkelte diese Frau geradezu, mit Brillanten und Gold an Fingern, Handgelenken und Ohrläppchen. Howard sah ihr an, dass sie einmal schön gewesen war, und selbst jetzt, mit wahrscheinlich Anfang siebzig, war sie immer noch gut aussehend.

»Und Sie sind …?«

»Sagen Sie einfach Annie.« Sie streckte die Hand aus, an zwei Fingern glitzerten Edelsteine. Ihre Stimme war überraschend mädchenhaft, und ihrem Englisch war kein Akzent anzuhören.

Die übrigen am Tisch stellten sich vor und überschütteten Annie mit Fragen, während die beiden Platz nahmen. Winston grinste Howard hinter Annies Rücken kurz an.

Mary beugte sich über ihre verschränkten Arme und fragte: »Wo haben Sie und Winston sich denn kennengelernt?«

»Wir wohnen beide in Coral Sunset«, antwortete Annie.

»Ach! Sie wohnen also wirklich dort«, sagte Yanhua.

»Ja, wir singen beide im Chor – Winston hat eine wunderbare Stimme …«

»Wie romantisch«, mischte sich Tina ein. »Ich hätte selbst gerne einen Mann, der mir etwas vorsingen kann. George ist unmusikalisch.«

»Ich singe doch trotzdem für dich, meine Liebe«, sagte George.

»Um mich zu quälen.« Sie funkelte ihn böse an.

»Aber Moment, wir sind nicht …«, hob Annie in dem Moment an, in dem Winston aufstand und sagte: »Ah, da ist sie ja …«

Howard wandte sich um. Winston streckte den Arm aus, um eine Frau an den Tisch zu geleiten. Howard machte große Augen. Es war Suchi.

»Es tut mir leid, dass ich zu spät komme«, entschuldigte sie sich auf Hochchinesisch mit hängenden Schultern. Die losen Ärmel ihres marineblauen Kleids rutschten nach oben, als sie sich bückte, und offenbarten eine kleine verkrustete Wunde über dem linken Ellbogen. Als sie den Kopf hob, sah sie Howard. Sie öffnete leicht den Mund.

»Das ist Zhang Suchi«, stellte Winston sie auf Hochchinesisch vor, denn wechselte er ins Englische. »Aber ihr könnt Sue sagen.«

Die Gruppe murmelte leise Begrüßungen, verwirrt oder verlegen oder beides.

»Sue«, sagte Annie von ihrem Platz aus und berührte Suchi am Arm. »Schön, dass es geklappt hat.«

Winston führte Suchi zu ihrem Stuhl, drei Plätze von Howard entfernt, und setzte sich neben sie. »Es ist sehr schön, alle wieder beisammen zu haben«, sagte er auf Hochchinesisch und tätschelte Suchis Hand. Sie senkte den Blick und legte ihre Hand gleich darauf auf den Schoß.

»*Sie* sind also Winstons neue Flamme.« Tina wechselte wieder ins Englische. Mary warf ihr einen mahnenden Blick zu.

»Sind wir nicht zu alt für solche Begriffe?«, fragte Winston. »In ihrem Alter ist es ja ein bisschen beleidigend, sie als *Flamme* zu bezeichnen.«

»Wo kommen Sie denn her?«, fragte Mary Suchi.

»Ich bin aus New York hergezogen«, sagte Suchi. »Mein Sohn lebt hier.«

»Sie meint *laojia*«, erklärte Yanhua. »Im alten Land.«

»Shanghai«, antwortete Suchi.

»Ach!«, rief Tina. »Howard stammt auch aus Shanghai. Vielleicht wart ihr ja Nachbarn!«

Wieder blickten alle Howard an. Er starrte auf die silberne Essstäbchenbank vor ihm. Sie hatte die Form eines Miniaturdrachen, der sich zu einem S wand und eine Wolke hochhielt.

»Tatsächlich …« begann Suchi, aber sie wurde von einer lauten Frauenstimme unterbrochen. »Guten Abend!«, drang auf Hochchinesisch aus dem Lautsprecher. Yurong, in einem gold-cremefarbenen Spitzenkleid, war mit einem Mikrofon an den Rand der Bühne gegangen.

»Herzlich willkommen allerseits!«, sagte sie. Sie lächelte alle an, dann wechselte sie zu Englisch. »Wei und ich freuen uns sehr, dass ihr da seid.« Sie warf Wei, der im Smoking hinter ihr saß, einen kurzen Blick zu. Er winkte, nickte und lächelte. An der leuchtend roten Rückwand hinter ihnen prangte das goldene Zeichen 壽[1] vom Boden bis zur Decke. »Es ist schön, so viele Freunde und Verwandte zu sehen. Später gibt es noch ein paar Reden, aber ich weiß, alle haben Hunger – für uns alte Leute ist es längst Essenszeit! – also wird der erste Gang jetzt serviert.«

Eine große Platte mit kalten Quallen, klein geschnittenen Schweineohren, marinierten Rindfleischscheiben, Gurken und Holunderpilzen, garniert mit einem eindrucksvollen Karottenhasen, wurde auf den Drehteller in der Mitte gestellt. Die Fragen waren vergessen, während alle sich bedienten.

Während der nächsten Gänge versuchte Howard gleichzeitig, Fragen von Annie über seinen Trauerprozess auszuweichen und Suchis Gespräche mitzuhören. Hatte sie jemandem erzählt, dass sie sich gekannt hatten? Wartete sie darauf, dass er es ihnen sagte? Aber der richtige Augenblick dafür schien vorüber zu sein.

Am Höhepunkt des Dreizehn-Gänge-Menüs, gerade als die Hummer serviert wurden, trat Yurong wieder auf die Bühne, um mehrere Personen anzukündigen, die Reden halten wollten. »Aber ich nicht – Wei sagt immer, ich rede sowieso schon zu viel.« Sie rief ihren Sohn Jack auf die Bühne.

»Angeblich hat er eine fürchterliche Scheidung hinter sich«, hörte Howard Yanhua über den Tisch Tina und Mary zuflüstern. »Seine Frau betrügt ihn mit einem Mann, mit dem sie arbeitet.«

Jack hielt eine sentimentale Rede darüber, wie Wei ihm beigebracht hatte, die Toilette zu reparieren, als er neun war, und wie sehr er es bewunderte, wie sein Vater mit nichts in diesem Land angekommen sei und es geschafft habe, ein erfolgreiches Unternehmen aufzubauen. Nach Jack betrat Bruce, ein langjähriger weißer Kollege von Wei, die Bühne und riss ein paar Witze. »Wei war der erste Chinese, den ich jemals kennengelernt habe, ein Glück für alle Chinesen, die mir danach über den Weg gelaufen sind.« Er lachte nervös, als niemand sonst es tat. Auch Ted hielt eine Rede darüber, wie dankbar er sei, dass Wei ihn und Yanhua in seine Gemeinschaft mit aufgenommen hatte, als sie ganz neu ins Land gekommen waren. »Ohne ihn und Yurong hätten wir nie herausgefunden, wo das billigste chinesische Lebensmittelgeschäft ist oder wie wir unsere Rechnungen zahlen müssen!« Auf Teds Rede folgte eine Aufführung einer Enkelin

von Wei, die Gitarre spielte und ein Lied sang, das sie, wie sie sagte, ihm zu Ehren geschrieben hatte. Das Lied war lustig, wenn auch nur, weil der Text die goldenen Reisfelder und strohgedeckten Hütten aus Weis Jugend beschrieb, alles Dinge, von denen sich Howard sicher war, dass sie keinen Einfluss auf Weis Erinnerung an seine Kindheit und Jugend im quirligen Beijing gehabt hatten.

Nach den Reden legte ein DJ auf. Er begann mit »Goodbye my love«, einem beliebten Song von Teresa Teng, der bei jeder Veranstaltung gespielt wurde, an der Howard mit dieser Gruppe von Leuten teilnahm. Howard sah zu, wie Wei Yurong auf die Tanzfläche führte und dachte daran, wie oft er mit Linyee dazu eng getanzt hatte. Sie hatte Teresa Teng geliebt.

»Möchtest du tanzen?«, fragte Winston Suchi.

»Ich habe zu viel gegessen«, sagte Suchi auf Hochchinesisch. »Geh ohne mich.«

»Nun denn«, sagte Winston. »Annie?« Er reichte ihr den Arm, und sie drängten sich durch zur Tanzfläche.

Howard warf einen kurzen Blick zu Suchi, die den Paaren nachsah.

»Früher hast du gerne getanzt«, sagte er auf Hochchinesisch. »Sogar ganz alleine.«

Suchi wandte sich Howard zu. »Ich habe es an den Knien«, sagte sie im Shanghai-Dialekt, und er erinnerte sich, wie sie früher miteinander gesprochen hatten, ständig im Wechsel zwischen der Sprache ihres Klassenzimmers und der Sprache ihrer Straßen.

»Du und Winston«, antwortete er. »Wie lange geht das schon?«

»Wir sind nur gute Freunde«, sagte sie.

»Hältst du mit allen deinen Freunden Händchen?«

Suchi schnitt eine Grimasse. Sie konzentrierte sich wieder auf die wogende Menge. »Ich liebe dieses Lied.«

»Hast du das Singen auch aufgegeben?«, fragte Howard.

»Hast du das Geigenspiel aufgegeben?«

»Nicht ganz.« Seit mehreren Jahren schon fiel es ihm wegen seiner Arthritis schwer, recht viel mehr als ganz einfache Stücke zu spielen.

»Und ich habe das Singen nicht aufgegeben. Manche Dinge bleiben gleich.«

»Wie du«, sagte Howard. »Du siehst immer noch genauso aus.«

Suchi lachte und sah ihn schief an. »Genauso wie wann? Bestimmt nicht so wie damals, als wir jung waren. Heute sehe ich in den Spiegel und frage mich, wann mein Gesicht so dick geworden ist!«

»Du siehst gar nicht so anders aus, wie ich dich als Teenager in Erinnerung habe«, sagte Howard. »Aber was ich meinte: Du bist nicht sehr gealtert, seit ich dich das letzte Mal gesehen habe.«

»Letzte Woche im Supermarkt? Das will ich hoffen.« Sie lachte. »Du siehst auch gut aus.«

Hatte sie ihn absichtlich missverstanden? Er dachte an die Nacht, die sie vor all den Jahren miteinander verbracht hatten, und Hitze stieg ihm ins Gesicht. Wenn es ihr peinlich war, wäre es unhöflich, nachzuhaken. »Jedenfalls hast du nicht gesagt, ich hätte mich nicht verändert«, scherzte er.

Sie kicherte. »Ich wollte nett sein, ohne zu lügen.«

»Wann warst du jemals nett zu mir? Du warst sehr gemein, als wir Kinder waren.«

»Du hast es mir wirklich leicht gemacht!« rief sie. Ihre Augen tanzten, während sie sprach, und zerrten an seiner Erinnerung. So wie sie ihn immer angesehen hatte.

»Du warst herrisch.«

»Das mochtest du an mir«, sagte sie. »Außerdem, wie hätte ich denn sonst deine Aufmerksamkeit erregen können? Du hast ständig der Musik in deinem Kopf gelauscht.«

»Das stimmt«, gab er zu. Er dachte daran, wie oft sie ihn gestört hatte, wenn er in dem Hof vor dem Shikumen seiner Familie Geige übte, wie sie ihn mit albernen Tänzen zum Lachen brachte und ihm ein Bein stellte oder wie sie die Sängerin einer Pekingoper spielte und sich die Nase zuhielt, während sie mit hoher, nervtötender Stimme sang. Er hatte sie damals bewundert, ihre Selbstsicherheit und ihre Lebhaftigkeit, aber er war fest entschlossen gewesen, sich das nicht anmerken zu lassen. »Ohne dich und Sulan wäre ich womöglich nie aus meinem Schneckenhaus gekrochen.«

»Sulan war dir gegenüber auch herrisch, wenn ich das recht in Erinnerung habe. Du warst so nett, dich von uns herumkommandieren zu lassen.«

»Wie geht es denn deiner Schwester?«, fragte Howard.

Suchis Lächeln schwand. Sie schüttelte den Kopf. »Sie ist 1990 gestorben.«

Howard schlug sich erschrocken die Hand vor den Mund. »O nein, Suchi.« Ein Anflug von Schuldgefühlen überkam ihn, als er an seine überraschende Begegnung mit Sulan dachte. Sie hatte älter gewirkt, gebrechlicher, aber sie hatte immer noch Haltung und Eleganz ausgestrahlt. Hatte Sulan ihrer Schwester von der Begegnung erzählt?

Suchi blickte in die Ferne. »Sie hatte einige Jahrzehnte gegen eine chronische Krankheit angekämpft, aber am Ende

war es eine Blasenentzündung, die sie sich zuzog und …« Sie drehte die Hand nach oben, als wolle sie sagen: *Den Rest kennst du.* »Aber sie hatte ein gutes Leben. Sie war glücklich.« In Suchis Stimme schwang eine bittersüße Sehnsucht mit. Howard fragte sich, ob er wohl auch so klang, wenn er über Linyee sprach.

»Es wird nie leichter, oder?«, fragte Howard.

Suchi erwiderte seinen Blick. »Ist es schlimm?«, fragte sie ihn auf Englisch. Die Wörter kamen bedächtig und leise heraus, ganz anders als der abgehackte, schnelle Takt ihres Shanghai-Chinesisch oder ihr geschliffenes Hochchinesisch. Sie hatte noch nie Englisch mit ihm gesprochen, und allein das brachte die Jahre zwischen ihnen zum Vorschein.

»Es ist schwer. Sie fehlt mir jeden Tag.«

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte sie. »Es tut mir leid.«

»Danke«, sagte er. »Dass du gefragt hast.«

Sie nickte, Zärtlichkeit in den Augen, und Howard kam es vor wie damals, als sie jung waren – dass sie ihn sehen konnte, dass er irgendwie entblößt war, selbst wenn sie darauf beharrte, dass er für die meisten Menschen unergründlich war. Dieses Wiedererkennen erleichterte ihn.

»Ich habe Angst.« Er hatte nicht damit gerechnet, diese Worte auszusprechen, aber sobald er sie im Raum hörte, wusste er, dass sie wahr waren.

»Ich weiß.« In ihrer Stimme klang Mitgefühl durch.

Howard wurde bewusst, dass Suchi ihren Mann noch gar nicht erwähnt hatte. Im Laden hatte sie gesagt, sie habe allein gelebt, bevor sie bei ihrem Sohn eingezogen war. Er fragte sich, was passiert war, ob sie sich getrennt hatten oder ob er verstorben war.

»Ging es dir auch so?«, fragte er im Shanghai-Dialekt.

Sie hielt inne. »So habe ich mich gefühlt, als du gegangen bist.«

Einen Moment lang sagte Howard nichts. Er beugte den Kopf und starrte auf seine welken Hände, die gefaltet auf seinem Schoß lagen. »Suchi …«

»Doudou«, sagte sie sanft. Seit Jahren hatte ihn niemand mehr so genannt. »Was vorbei ist, ist vorbei.«